



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Unheimlich

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

oft ganz beiläufig nach rechts und links Hiebe aus, die nur der versteht und zu würdigen weiß, der sich selber schon jahrelang über die davon getroffenen Dummheiten geärgert hat. Aber sie enthält doch auch so viel Ausgeführtes und dabei Aufrüttelndes, Packendes, Überzeugendes, Beschämendes, daß man nur wünschen kann, jeder Lehrer des Deutschen hätte sich den Inhalt dieser Schrift ganz zu eigen gemacht. Unter Lehrer des Deutschen aber verstehe ich und wird man hoffentlich in Zukunft immer mehr verstehen jeden — deutschen Lehrer.

(Fortsetzung folgt)



Unheimlich



ieser Ausdruck, mit dem der Reichskanzler vor einiger Zeit seine Empfindung bei dem freundlichen Entgegenkommen der freisinnigen Partei bezeichnete, war außerordentlich treffend. Ein Wandersmann hat im Waldesdickicht einen Pfad eingeschlagen, auf dem er rascher zum Ziel zu kommen hofft; plötzlich tritt eine Gestalt von wenig vertrauenerweckendem Außern an ihn heran und sagt ungefragt mit zweideutigem Lächeln: „Zimmer nur so vorwärts, das ist der rechte Weg!“ Betroffen hemmt der Wanderer seinen Schritt und fragt sich, ob er denn irgegangen sei, ob ihn ein Sumpf oder ein Hinterhalt erwarte? Es wird ihm unheimlich zu Mute. In diese Lage und Stimmung kann man sich hinein-denken, auch ohne Staatsmann zu sein.

Aber das Wort ist ebenso für die allgemeine Lage charakteristisch. Selbst der Amtsvorgänger des Herrn von Caprivi dürfte geneigt sein, es sich anzueignen, wenn er beobachtet, wie sich ihm Elemente zu nähern suchen, um im Schatten seiner großen Persönlichkeit — Opposition zu machen, Elemente, auf die sich anwenden ließe, was er selbst einst von den Polen sagte: daß sie überall dabeisein müssen, wo einer Regierung Schwierigkeiten bereitet werden. Und nun die Wahl in Geestemünde! Welches endliche Ergebnis sie haben möge, das fällt kaum noch ins Gewicht, die Thatsache, daß in einem nur von Deutschen bewohnten Bezirke dem Manne, der den Namen Otto von Bismarck führt, ein Abgeordnetenmandat mit Erfolg streitig gemacht werden konnte, ist nicht aus der Welt zu schaffen, der Fleck nicht auszutilgen. „Ja, die Deutschen!“ sagte, als die Berichte über den ersten Wahlgang einliefen, eine Dame französischer Abstammung. Ja, die Deutschen! Zu den Irrtümern in

seinem Leben mag Bismarck wohl schon mehr als einmal den Satz gerechnet haben, Deutschland werde, einmal in den Sattel gesetzt, schon reiten können. Die Freisinnigen in ihrer Todesangst vor dem großen Manne boten ja ein ergötzliches Schauspiel. Aber daß ihre Commis-Voyageurs, die mit derselben zähen Aufdringlichkeit, wie manche ihrer Kollegen Zigarren oder Weine, so ihre abgetragenen politischen Redensarten an den Mann zu bringen suchten, nicht überall die gebührende Abfertigung erhielten wie in Heidelberg, ist schon jammervoll genug. Selbst Herrn Eugen Richter, von dem uns sonst nichts überraschen kann (hoffentlich machen wir uns mit dieser Bemerkung keiner „Richter-Beleidigung“ schuldig?), scheint die Erkenntnis aufgedämmert zu sein, welche traurige Rolle seine Unteroffiziere spielten, da er sich beeilte, zu versichern, er freue sich auf den parlamentarischen Kampf mit Bismarck, ihm fehle etwas, wenn er sich dem nicht gegenübersehe. Das glauben wir ihm aufs Wort. „Es will der Spitz aus unserm Stall uns überall begleiten, doch seiner Stimme lauter Schall beweist nur, daß wir reiten.“

„Bildungsphilister“ ist ein gutes Wort, nur wende man es nicht auf Leute an, denen damit zu viel Ehre erwiesen würde, auf die Halbbildungsphilister, die modernen Spießbürger oder Bürgergardisten, die immer bereit sind, zu paradiren und zu demonstrieren, sei es mit Waffen, sei es mit großen Redensarten, aber mit aller Entschiedenheit die Zumutung von sich abwehren, mit den einen oder den andern Ernst zu machen; die großen Demokraten, die immer über den Mangel an Freiheit schimpfen und im Augenblicke der Gefahr am lautesten nach der Polizei schreien. Wie tapfer rückten die wieder an, Mann für Mann, um an der Wahlurne gegen Bismarck zu kämpfen! Das sei unziemlich, sagte man ihnen. Warum? Weil er Deutschland geeint habe? Lächerlich! Haben sie nicht von Deutschlands Einheit geredet und auf sie angestoßen lange vor ihm? Haben sie nicht auf allen Festen das Lied vom deutschen Vaterlande gesungen und nach der Scheibe Deutschland geschossen? Der Mann hat ja nur gethan, was sie ihm geheißten hatten, und was sie — ganz anders gemacht haben würden, wenn sie so glücklich gewesen wären, im hohen Rate zu sitzen. Was haben sie ihm zu danken? Anhaben kann er ihnen ja nichts mehr!

Sehr im rechten Augenblick ist nun das zwölfte Bändchen der von W. Böhm begonnenen, von A. Dove fortgesetzten Sammlung der Reden Bismarcks („Kollektion Spemann“) erschienen, das die Zeit von 1881/82 umfaßt. Da finden wir den Streit um den Anschluß Hamburgs an den Zollverein, die Bemerkung des Kanzlers, er glaube für sein Bemühen, diesen Anschluß zu Stande zu bringen, Anerkennung, nicht Tadel verdient zu haben. Im weitern Verlaufe der Rede sagte er: „Ich habe nie in meinem Leben auf Dank Anspruch gemacht, ich habe ihn nie erwartet, ich habe ihn auch nie verdient, denn ich habe niemals um Dank gehandelt, sondern habe einfach meine Schuldigkeit

gethan, niemand zuliebe, nichts weiter; und wer seine Pflicht thut, ist ein getreuer Knecht, hat aber keinen Anspruch auf Dank. Ein solcher Anspruch liegt mir außerordentlich fern. Ich habe gelernt, ohne den Dank der Welt zu leben, ich habe ihn erworben und verloren, ich habe ihn wieder gewonnen, ich habe ihn wieder verloren — ich mache mir gar nichts daraus, ich thue einfach meine Pflicht.“ Hieran anknüpfend hielt ihm Lascker eine seiner Vorlesungen, um zunächst „festzustellen,“ daß er „keinen lebenden Staatsmann kenne und vielleicht auch in der Geschichte keinen andern Staatsmann wisse, der so mit Dankbarkeit überhäuft“ worden sei, wie Bismarck. Die Frage, ob ein anderer lebender Staatsmann sich um seine Nation so großen Anspruch auf Dank erworben habe, stellte sich der Redner nicht. Werfen wir diese Frage auf, so müssen wir aufs neue bedauern, daß Graf Cavour so früh vom Schauplatz abgerufen worden ist, bedauern auch deshalb, weil die Italiener dadurch verhindert worden sind, der Welt und vor allen den Deutschen zu zeigen, wie eine Nation zu danken weiß und zu danken verpflichtet ist. Auch er würde viele Kämpfe durchzumachen gehabt, leidenschaftliche Angriffe erfahren haben; auch ihm würden durch Rechtshaberei, Parteihader, Neid u. s. w. ernste Hindernisse bereitet worden sein; aber daß die Italiener uns nie ein solches Schauspiel gewähren würden, wie es jetzt in Deutschland aufgeführt worden ist, das darf man ruhig behaupten. Es genügt, auf Crispi hinzuweisen, der persönliche Feinde genug hat, den die besoldeten und die freiwilligen Anhänger Frankreichs verfolgen, den aber aus der Vertretung des Landes verdrängen zu wollen auch diesen nicht in den Sinn käme.

Der altberühmte Berliner Moniteur der Halbbildungsphilister hat in diesen Tagen die große Wahrheit ausgesprochen, es gebe zu denken, daß der berühmteste Staatsmann unsrer Zeit mit einem gänzlich unbekanntem Zigarrendreher um ein Abgeordnetenmandat ringen muß. Ja, die gute Tante weiß doch besser als irgend jemand, daß für so viele Leute das Denken eine höchst lästige Beschäftigung ist. Wäre das nicht der Fall, so könnte es um vieles besser bestellt sein — um ihre Abonnentenzahl allerdings nicht. Das Verhalten der Welfen hat nichts Überraschendes. Unter den mancherlei Beweggründen dieser Partei lassen sich auch ganz ehrenwerte oder doch entschuldbare vermuten, wie Rechtsgefühl, Anhänglichkeit an das alte Herrscherhaus, an die Selbständigkeit des Landes. Solche Gefühle treiben manchmal ein wunderliches Spiel mit den Menschen; wir haben ja gelesen, daß ein treuer Knappe des letzten Kurfürsten von Hessen jetzt in den Reihen der klerikalen Partei in Wien steht. Ob viele Verfechter der alten Zustände in Deutschland für dessen abermalige Zerreißung stimmen würden, ist gleichwohl zweifelhaft, und nach und nach wächst ein neues Geschlecht heran. Aber die Menschen, die von Bismarcks Lebensarbeit nur Vorteil gehabt haben, die auf die Frage, was sie ihm vorwerfen, nur mit den Phrasen zu antworten wüßten, welche ihnen ihre Zeitung täglich vorkaut,

denen es nur einen Kitzel bereitet, den großen Mann das Gewicht ihrer Stimme fühlen zu lassen, und die nicht einmal an den Hohn der grimmigsten, unverföhnlichen Feinde des deutschen Reiches denken! Daß es deren eine solche Menge giebt, muß in uns wohl ein unheimliches Gefühl hervorrufen. Was sie wollen? Sa, wenn sie das wüßten! Die Halbbildungsphilister wissen es offenbar noch weniger, als die Massen der sozialdemokratischen Partei.

Mit der Losung: „Rechte so viel als möglich, Pflichten so wenig als möglich, am liebsten gar keine“ große Massen zu gewinnen, das ist am Ende kein Kunststück, und die Führer im Reichstage sind übertrieben bescheiden, wenn sie bald Bismarck, bald Puttkamer, bald den Getreidezöllern das Verdienst zuschreiben, daß sie über immer größere gedankenlose Scharen gebieten. Sie selbst bringen uns fortwährend in die Verlegenheit, entweder an ihrem gesunden Menschenverstande oder an ihrer Aufrichtigkeit zweifeln zu müssen. Daran ändert es auch nichts, daß sie in den Verhandlungen über das Gewerbegesetz so offenkundig machten, wie sehr ihnen vor Einrichtungen bangt, die den wirklichen Arbeiter befriedigen könnten, denn das geschah nur in der Hitze des Gefechtes. Der Arbeiter darf sich nicht in seine Verhältnisse einleben, er darf nicht sesshaft werden, nicht Interesse an der Erhaltung des ihn beschäftigenden Unternehmens gewinnen; er soll der Enterbte und Verlassene und Unstäte bleiben, damit es den Nichtarbeitern nie an Rekruten gebreche. Herr Bebel leugnet schlechthin, daß es überhaupt noch ein persönliches Verhältnis zwischen Fabrikherren und Arbeitern gebe, und zum Beweise, daß dies gar nicht mehr möglich sei, erinnerte er daran, daß ein Mitglied des Hauses Tausende beschäftige. Und einem Menschen mit solcher Logik und einem „Konfektionär a. D.“ folgen die Arbeiter, von ihnen erwarten sie das goldne Zeitalter! Wem soll dabei nicht unheimlich werden?



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Das Ausland und die Wahl von Geestemünde. Auffallenderweise hat das Ausland dem 15. April mit größerer Spannung entgegengesehen, als das deutsche Volk. Wir wußten ungefähr, was zu erwarten war, und wußten uns auch ohne Schwierigkeit zu erklären, warum die Dinge ungefähr so kommen würden. Das Ausland, dem Deutschland ein unbekanntes Land ist und noch lange bleiben wird, erwartete von dem Wahltag in Geestemünde etwas wie eine Entscheidung zwischen dem Fürsten Bismarck und seinen Gegnern, oder zwischen ihm und seinen Nachfolgern, oder gar zwischen ihm und seinem Monarchen. Als nun der vorläufige Ausfall der Wahl bekannt wurde, die ja noch zu keinem endgiltigen Ergebnis geführt hat, da drangen überallher Stimmen der Verwunderung und des